

„Haben Sie weiter nach Ihren Kindern gesucht?“

„Wo hätte ich sie denn suchen sollen? Selbst Anaya hatte keine Ahnung, wohin sie alle verschwunden waren. Nein, es hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Sinn, ich musste unverrichteter Dinge nach Österreich zurückkehren.“

Der Richter war nicht überzeugt. „Sie haben es sich wieder einmal extrem leicht gemacht“, bemerkte er mit mahrender Stimme, die von einem Gemurmeln im Saal begleitet wurde. Sascha hoffte insgeheim, dass das unmelodiöse Murmeln eventuell als Ablehnung der richterlichen Feststellung interpretiert werden könnte. Er war verzweifelt, weich in den Knien und verknotet im Kopf. Er hasste dieses Verfahren – mehr noch als all jene, denen er in Brasilien beiwohnen musste. Er fühlte sich als Opfer, der in die Kleidung des Täters gezwängt werden sollte, ohne Hilfe von dritter Seite und ohne Hoffnung.

Tief schwarz funkelten die Augen aus Geovianas dunklem Gesicht. Obwohl Rafael Geovania schon kannte, erschien sie ihm vollkommen fremd. Sie war nicht wirklich freundlich zu den Kindern, als sie sie in deren Bleibe abholte, die Anaya liebevoll für Maristela, Sophie und Rafael ausgestattet hatte. „Ich habe bei Gericht darum gekämpft, für euch sorgen zu dürfen. Eure Mama ist krank und kann sich nicht mehr gut um euch kümmern und Anaya ist schon zu alt und hat selbst Probleme. Also macht es mir bitte nicht zu schwer, packt eure Sachen und kommt mit. Vorher schauen wir noch, was wir alles von eurer jetzigen Wohnung brauchen können.“

Sprach's und steuerte mit der Zielsicherheit eines Wurfgeschosses ins Haus, um alles, was nicht niet- und nagelfest war, in einen Kleintransporter zu werfen. Irgendwann war das Auto zum Bersten voll gepackt mit Möbeln, Wäsche, Hausrat – ja selbst die Klomuschel wurde noch schnell abmontiert und mitgenommen. Wo soeben noch ein Esstisch für vier Leute Platz bot und kuschelige Betten standen, blieben gnadenlos entkernte Räume zurück, in denen sich nichts als abweisende Leere ausbreitete. Irgendwo zwischen ineinander verhakten Stühlen, einem Tisch, zerlegten Betten, einem schweren Waschbecken und einer nach Urin stinkenden Klomuschel saßen Rafael, die Mama und Sophie und wurden wie Versandware irgendwohin nach Rio gebracht. Wohin genau, wusste Rafael noch nicht. Er wusste auch nicht, ob er sich darüber freuen sollte, dass sie nun bei Geovania wohnen sollten, denn eigentlich war es ihnen ja zuletzt ganz gut gegangen. Gut, Anaya konnte sich nicht mehr so wie anfangs um sie kümmern und die Mama war immer mehr überfordert mit der Obsorge für Rafael und Sophie. Kleidung wurde nur selten gewaschen, zum Essen gab es nur einfache Gerichte, oft Fertiggerichte, die man nur aufwärmen musste. Die Mama konnte auch nicht mehr kochen, aber Anayas Tochter, die Valeria, hatte sehr oft geholfen und für einen gedeckten Tisch gesorgt. Und nun war das alles vorbei – ausgerechnet jetzt, wo sogar schon eine Schule gefunden war, in welche Rafael gehen konnte – nicht sehr weit von zu Hause entfernt. Wer weiß, wie schwierig sich in Hinblick der Schulweg gestalten würde.

Geovania erzählte auch, dass sie um das Sorgerecht für ihn und Sophie bei Gericht eingereicht und dies auch zugesprochen bekommen hätte. Nur müsste der Papa halt auch seinen Beitrag leisten und ziemlich viel Geld bezahlen, denn Wohnen und Essen waren nun einmal nicht hil

lig und alle wollten doch einigermaßen gut leben. Und sie und ihr Mann konnten nicht aus eigener Kraft noch drei zusätzliche Esser ernähren, also müsste man einen Weg finden, um vom Papa Geld zu bekommen. Das würden sie doch alle einsehen – oder? Natürlich sahen sie das ein – wo immer man den Papa in die Mangel nehmen und ihm Schwierigkeiten bereiten konnte, war Rafael mit von der Partie. Der Papa sollte, wo und wann immer es möglich war, sekkiert und in die Enge getrieben werden. Warum genau, wusste Rafael nicht, aber die Mama und Geovania würden schon wissen, was sie täten.

Nach einer Fahrt, die Rafael unendlich lang erschien, kamen sie endlich an. Rafael war in Erwartung einer großen geräumigen Wohnung in ruhiger Lage nahe der Stadt, so wie er es in Wien gekannt hatte. Vielleicht hatten sie sogar Seeblick, denn in Rio waren ja überall Hügel, von denen aus man zum Meer hinunter schauen konnte. Rafael kannte Rio als eine sehr attraktive, pulsierende Stadt mit einem weitläufigen Strand – der Copa Cabana. Würde er womöglich dort wohnen? Er spürte die ganze Fahrt hindurch eine Spannung, die vom oberen Ende der Stirn bis hinunter zum Fußrist reichte. Daher wippten auch seine Füße andauernd auf und ab. Sie wippten, bis der Wagen stehen blieb. „Wir sind da“, erscholl Geovianas herbes Organ.

Nein, das konnte nicht sein. Sie konnten unmöglich schon im neuen Zuhause angekommen sein. Da war nirgends etwas Ähnliches wie ein Haus zu sehen. Zumindest nicht so eines, zu dem man in Mitteleuropa Haus sagte. Da standen unendlich viele, aus mehreren Steinquadern errichtete, mit allen möglichen und unmöglichen Baumaterialien zusammengesetzte und durchgemischte Objekte, teils aufgefädelt, teils zusammengewürfelt, eines hässlicher als das

andere. Alle sahen sie unfertig aus, bei machen hatte man den Eindruck, es würde ein abgetragenes, verkehrt aufgestelltes Dach als Fundament benützt und der schräge Innenraum mit Beton verkleidet worden. Dicht an dicht drängten sich die hässlichen, unfertigen Quader trotzig am Bergrücken, als wollten sie ausdrücken: „Und wenn du uns noch so hässlich findest – dieser Platz gehört uns und wir rücken keinen Millimeter!“ Wie Krebsgeschwüre wucherten die Bauten in alle Richtungen und umfassten den Hügel wie die Fangarme einer Riesenkrake. Kreuz und quer verliefen die Strom- und Telefonkabel, einzeln oder gebündelt, die Leitungen boten den Anblick eines Wollknäuels, das den Krallen von Katzenpfoten zu trotzen versucht hatte und danach liegen oder hängen gelassen wurde. Niemand schien sich daran zu stoßen, dass die Stromkabel unisoliert zu Boden hingen, Betonmischmaschinen unmittelbar neben der frisch gewaschenen Wäsche rotierten und manchmal schlängelten sich auch Autos zwischen straßenseitig platzierten Blechbadewannen hindurch. Immerhin gab es auch den einen oder anderen Baum in dieser Siedlung.

In eines dieser Häuser wurden Rafael, die Mama und Sophie gebracht – es war jenes von Geovania und deren Mann Sizenando. Vielleicht war es innen schöner als außen, dachte Rafael voll Hoffnung, die er jedoch alsbald begraben musste. Zwar fehlte es im Hausinneren an nichts, aber die Wohn- und Schlafräume wirkten nicht wesentlich anheimelnder als der Anblick der Favela von außen. Es gab mehrere Räume in Geovianas zweigeschossigem Haus – ein Wohnzimmer, eine Küche, zwei Schlafzimmer, von denen eines „Kinderzimmer“ genannt wurde, in jedem Stockwerk befanden sich ein WC und eine aus alten Teilen zusammengebaute Dusche. Im Untergeschoß floss sogar warmes Wasser. Die Zimmer waren nicht allzu

geräumig, vor allem das Kinderzimmer wirkte eher klein, doch für Rafael und Sophie würde es schon reichen. Obwohl sich noch ein etwa einjähriges Kind im Haus befand, von dem Rafael nicht genau wusste, wem es gehörte und warum es da wohnte. Na gut, würden sie eben zu dritt in dem Kinderzimmer wohnen. Eigenartigerweise stand im Kinderzimmer nur ein Gitterbett – vermutlich für das kleine Kind, das fast noch ein Baby war. Wann würden wohl Rafaels und Sophies Betten ins Kinderzimmer gebracht werden? Musste er etwa mithelfen? Mitnichten!

Im schmalen Vorraum zu Geovianas Schlafzimmer und jenem ihrer Tochter stand ein kleines Bett. Darüber ließ ein winziges Fenster ein wenig Licht in den Vorraum scheinen. In dieses Bett wurden Rafael und Sophie geradezu verbannt. Kaum Platz, sich umzudrehen, stets unter Beobachtung, kein Freiraum, keine Luft zum Atmen – das sollte sein Quartier sein? Rafael konnte es nicht fassen. Schon nach der ersten, nahezu schlaflosen Nacht war nicht nur er, sondern auch Sophie total zerstoßen von mückenartigen Insekten, die nichts anderes zu tun hatten, als die Haut zu durchbohren und quälenden Juckreiz zu verursachen. Kein Ventilator, wie es sie zuhause im Haus gab, sorgte für lindernde Kühlung während der Nacht. Zudem mussten sie zu zweit in nur einem viel zu schmalen Bett schlafen, dicht aneinandergedrängt, sodass keine Lüftung Kühlung bringen konnte. Rafaels und Sophies Nachtlager glich einem Sträflingsquartier. Und es sollte noch schlimmer kommen – viel schlimmer, als Rafael sich dies jemals hätte vorstellen können.

Bereits nach der ersten Nacht zeigte Geovania ihr wahres Gesicht. Es war ihr nicht darum gegangen, der Mama und den Kindern ein neues, angenehmes Heim zu bieten – sie wollte nichts anderes, als Geld vom Papa zu bekommen

und die Mama und die Kinder so schnell wie möglich los zu werden. Rafael durfte nie mithören, wenn die Erwachsenen miteinander sprachen, aber sie konnten nicht verhindern, dass er sich anschlich und lauschte, wo und wann immer er konnte. Schließlich musste er wissen, woran er war. Sie hatten eine Schule für ihn gefunden, in die er täglich mit einem Schulbus gebracht wurde. Zunächst ging er gar nicht gern in diese Schule, aber dies sollte sich bald ändern. Sobald er nachmittags von der Schule heimkam, musste er erst einmal die Zimmer gründlich reinigen, auskehren, die Wäsche waschen – es gab keine Waschmaschine –, alles musste mehrmals im heißen Wasser gewendet, geknetet und ausgewrungen werden. Rafael war immer hungrig, wenn er von der Schule kam. Aber zu essen gab es fast nichts – nur extrem kleine Portionen. Auch Sophie bekam fast nichts zu essen. Die anderen aßen sich satt und tranken Saft oder Wein, aber Rafael und Sophie bekamen nur Wasser. Aber immerhin bekamen sie genügend zu trinken. Mit der Zeit wurden Rafael und Sophie immer dünner, verloren sehr viel an Gewicht. Sophie war nur noch ein kleiner, schmaler Strich in der Landschaft. Auch die Mama bekam nichts zu essen und wurde immer dünner und schwächer. Sie wurde auch oft ausgelacht, weil sie ihre Gliedmaßen nicht ordnen konnte. Oft stieß sie etwas vom Tisch und man hatte nicht den Eindruck, dass sie dies absichtlich machte. Sie war einfach krank. Man sah das schon ganz deutlich, doch niemand half ihr, holte einen Arzt; und wenn Rafael der Mama helfen wollte, wurde er mit dem Besenstiel geschlagen. Auch Sophie durfte der Mama nicht nahe kommen. Wenn sie es dennoch tat – sie war immerhin erst vier Jahre alt und brauchte die Mama sehr –, wurde sie angebrüllt und blau geschlagen. Es war furchtbar – so furchtbar, dass die Angst bald von jeder Zelle in Rafaels Körper Besitz ergriffen hatte. So blieb er lieber still und war froh, jeden Mor-

zur Seite. Sie war offensichtlich völlig damit beschäftigt, ihr Kind unversehrt und ohne es zu wecken aus dem Flughafengebäude zu bringen. Rafael überkam mit einem Mal ein Gefühl lähmender Hilflosigkeit und er verbarg kurz sein Gesicht hinter seinen Handflächen. Zum ersten Mal seit langer Zeit ließ er zu, dass die Tränen aus seinen Augen fließen konnten.

„Herr Zanger, Sie sind uns nach wie vor eine Erklärung dafür schuldig, weshalb Sie sich in dieser schweren Zeit nicht bei Ihren Kindern aufgehalten haben. Sie wussten, wie Sie uns bereits mehrmals erzählt haben, dass die Kinder offensichtlich misshandelt und ausgehungert wurden, Sie wussten – auch das haben Sie uns schon einige Male unterbreitet –, dass Ihre Schwägerin beziehungsweise Exschwägerin sich ein Obsorgerecht ergaunert hatte. Doch Sie selbst, dem die Obsorge Ihrer beiden Kinder längst zugesprochen worden war, waren nicht zugegen. Uns scheint die Begründung, die Sie geliefert haben, unzureichend: Sie wären berufstätig gewesen und konnten nicht andauernd in Brasilien weilen, weil Sie Ihren Job verloren hätten. War es Ihnen lieber, Ihre Kinder zu verlieren als Ihren Job?“ Anklagende Blicke schossen aus den schmalen Sehschlitzen des Staatsanwaltes. Erregtes Murmeln kroch wie eine immer lauter werdende Welle durch den Saal. Aus manchem Gemurmel vermeinte Sascha Zustimmung zu vernehmen, anderes wieder deutete er als krasse Missbilligung dieser Frage. Saschas Blick gefror auf der Stelle, seine Augen weiteten sich, als litte er unter der Basedow'schen Krankheit. Erstaunen und Angst, gefolgt von Wut und Hilflosigkeit, sorgten abwechselnd für Irrlichter und Feuerwaffen in Saschas Blick. Die Herrschaften auf dem

richterlichen Podest wollten aus Saschas Sicht nicht verstehen, dass er ja über weite Strecken gar nicht gewusst hatte, wo seine Kinder sich aufhielten. Musste er jetzt nochmals, zum vierten oder fünften Mal, von vorne anfangen, alles zu erklären? Es ging nicht um seinen, Saschas Job. Die weitaus längere Zeitspanne hindurch ging es ausschließlich darum, herauszufinden, wo die Kinder sich überhaupt befanden. Dafür hatte er die Anwälte angeheuert, die mehrheitlich nichts oder sehr wenig unternommen hatten. Dafür hatte er aber auch Geld gebraucht, das erst verdient werden musste. Und dann, als er Rafael und Sophie endlich gefunden hatte und die Familie ihm keinen Kontakt zu den Kindern erlaubte, blieb ihm keine andere Wahl, als über die brasilianischen und österreichischen Behörden zu erwirken, dass die Kinder an ihn ausgeliefert werden würden. War denn das so schwer zu begreifen? Hatte er wirklich so unzureichend und ineffizient gehandelt?

„Ich hätte vor Ort nichts, aber auch gar nichts für Rafael und Sophie bewirken können, außer den Hass der Familie noch mehr zu schüren und womöglich das Leid meiner Kinder zusätzlich zu vergrößern.“ Hilfe suchend blickte Sascha in den Saal. Am meisten hatte ihn vorhin das beifällige Nicken der Gerichtskiebitze auf diese letzte Frage des Staatsanwaltes irritiert. Jetzt suchte er die zustimmenden Gesten, die zu seiner Enttäuschung jedoch ausblieben. Offenbar kannte die Selbstgefälligkeit mancher Menschen keine Grenzen.

„Weshalb glauben Sie, dass Ihr Verbleib in Brasilien das Leid Ihrer Kinder vergrößert hätte?“

„Weil ich annehme, das die Familie meiner Exfrau mit ihrem Verhalten auch mich treffen wollte, mich bestrafen und ausbeuten wollte. Und die wussten alle genau, dass ich

Eines Tages kommt Rafael von der Schule nach Hause und findet seine kleine Schwester halbtot geprügelt im Badezimmer. Was ist passiert?

Im Zuge eines Obsorgestreites um die Kinder werden Rafael und Sophie von ihrer Mutter in deren Heimat Brasilien entführt.

Das Buch handelt von der schwierigen Suche des Vaters nach seinen entführten Kindern.

Es berichtet über die Irrwege der Kinder und die Ohnmacht des Vaters infolge der Ignoranz der Behörden, Beamten und der Geldgier der Anwälte.

Die Kinder landen schließlich bei deren Tante mütterlicherseits, wo sie unter unmenschlichen Bedingungen leben müssen und unablässig misshandelt werden.

Trotz intensiver Bemühungen des Vaters, mittels des Haager Konventionsabkommens die Kinder nach Österreich zurückzuführen, war es ein verlorener Kampf.

Sophie stirbt an den Folgen dieser Misshandlung. „Nur die Puppe blieb“, erzählt die ergreifende Geschichte über die Entführung und Misshandlung der Kinder von Sascha Zanger.



Rafael und Sophie Zanger

Das Haager Konventionsabkommen schreibt vor, dass Kinder, die von einem Elternteil ins Ausland entführt oder sonstwie gebracht wurden, auf Veranlassung der Vertragsstaaten, die dies innerhalb von sechs Wochen anordnen müssen, wieder in ihr Heimatland zurückgebracht werden müssen. Ein großer Albtraum dabei für alle Betroffenen ist, wenn der Aufenthaltsort des entführten Kindes, wie im gegenständlichen Fall, nicht bekannt ist.

Nahezu alle Staaten der Welt, auch Brasilien, haben dieses Abkommen mit unterzeichnet.

Im Fall von Sophie und Rafael Zanger, die von ihrer psychisch kranken Mutter spontan nach Brasilien entführt worden waren, wurde der Vater der Kinder jedoch in keiner Weise im Sinne dieses Abkommens unterstützt.

Silvia Gredenberg,

wurde 1948 in Wien geboren, studierte Grafik an der Wiener Akademie für Angewandte Kunst sowie Sozial- und Wirtschaftswissenschaften an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Die Mutter von zwei Kindern ist promovierte Wirtschaftswissenschaftlerin, seit 1987 selbstständige Steuerberaterin und hat in dieser Funktion etliche Fachartikel in diversen Zeitschriften und im Internet publiziert.

IBERA – ISBN 978-3-85052-294-6

